

André Ekama

***Der einsame
Kandidat***

Kurzgeschichten
aus dem neuen Heimatland



INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|----|
| Vorwort | 5 |
| Über See ins Paradies | 7 |
| Liebesglück am Rheinufer | 32 |
| Schwarzer sein unter deutscher Flagge | 41 |
| Makimba aus dem Schatten der berühmten Familie | 63 |
| Auf Zeit in der Metropole..... | 71 |
| Noch zu jung, um Macht zu haben..... | 81 |
| Der einsame Kandidat | 89 |

Vorwort

Nach seinen Erzählbänden „Schwarzer sein im weißen Himmel“ und „Im Spinnennetz der Privilegien“, die die Leser mit vielen eindrucksvollen Geschichten fesselten und einen literarischen Beitrag zur Völkerverständigung leisteten, wendet sich Andre Ekama in seinem neuen Buch mit der Schilderung phantasievoller und zum Teil realitätsnaher Situationen an die Gesellschaft und versucht wiederum mit einer Art Brückenschlag verschiedene Denkanstöße zu geben. Dies erlebt zum Beispiel Ajomkere, einer der Hauptfiguren dieses Werkes, der seine politischen Pflichten wahrnehmen will ohne sich von vorne herein disqualifiziert zu fühlen. Ähnlich ergeht Orimyakuba, der auch als Schwarzer unter der deutschen Flagge seine Energie für die Armee einsetzt und trotzdem viel zu spät vom Kommandant zur Beförderung vorgeschlagen wird. Seine Anstrengungen bringen selbst seine Kameraden zum Staunen: Er engagiert sich als Soldat und ist bereit, für die Verteidigung des Vaterlandes zu kämpfen. Manche erkennen ihn zwar noch als Schwarz-Afrikaner, obwohl er in Uniform unter verdeckten Gittermasken während der Patrouillen äußerlich kaum von anderen im Regiment zu unterscheiden ist.

Vielleicht war es seine Leichtigkeit, die Befehle umzusetzen oder seine Körperhaltung, die ihn entlarvte und dennoch aus der „weißen Masse“ hervorhob. Im Dienst der Armee nach Afrika zu einer Mission gesendet, erlebt Orimyakuba viele bewegende Momente in Anbetracht seiner Akzeptanz bei den Soldaten in Afrika, die ihn sofort in den Rang eines Offiziers erheben wollen, obwohl er dies noch lange nicht ist. Er ist nur ein Unteroffizier, der den Kommandant begleitet. Die Reise nach Afrika sucht er sich nicht selbst aus. Es ist eine Weisung, die er nur befolgt, aber hier wird er zum ersten Mal Afrika erleben. Als Kind zur Adoption nach Deutschland freigegeben, wächst er dort bei Pflegeeltern auf und hat kaum Berührungspunkte mit Afrika. Allein durch die Hautfarbe trägt er nach außen hin noch seine Wurzeln mit sich und dies macht ihm den Weg zum Aufstieg schwer, was für andere Kameraden unfassbar ist. Trotzdem ist er stolz darauf in der Bundeswehr seine Pflicht als Soldat zu erfüllen. Diese Pflicht lässt ihn reifen und er lernt ein disziplinierter junger Mann zu sein.

Der Autor befasst sich in den 6 Erzählungen mit dem schwierigen Thema Einbürgerung und der Auffassung vom „neuen Landsmann“ mit anderen Merkmalen, die sein Äußeres prägen. Wie oft leidet Orimyakuba bei dem Satz „In meinen Augen bist

Du Afrikaner“ trotz aller Zuneigung zu seinen „Landsleuten“, die ihn weiterhin einem anderen Kontinent zuordnen.

Die bittere Erfahrung des einsamen Kandidaten, der zerrissen ist von verschiedenen Gefühlen, aber letztendlich vom Trost gestärkt wird, nur das Beste für seine Heimat geben zu wollen, indem er sich zum Grundgesetz bekennt.

Andreas Drombniza

Über See ins Paradies

Kwabinza hatte nicht lange gezögert als ihm eine Personalagentur einen Job als Fahrer in einer Bank im Frankfurter Raum anbot. Sein größter Wunsch war, in der Bankenmetropole zu arbeiten und dort später auch hin zu ziehen. In der kleinen Stadt an der Bergstraße, wo er noch wohnte, hatten sich mittlerweile alle Jobchancen für ihn erledigt. Mal war er als Tankwart beschäftigt, mal als Kurierfahrer. Der Weg nach Europa hatte ihn einiges an Geld und Zeit gekostet. Nachdem er seine Heimatstadt Kelawa verlassen hatte, hielt er sich zunächst in verschiedenen afrikanischen Ländern auf. Sein damals angestrebtes Ziel war ein schönes Leben jenseits der Sahara. Es vergingen insgesamt 5 Jahre bis er dann in Marokko ankam.

Dort waren die behördlichen Kontrollen strenger. Einmal wurde er dort verhaftet, weil er keine gültigen Papiere hatte. Seine Bemühungen, Asyl zu beantragen blieben erfolglos.

Auf Grund seiner künstlerischen Begabung war er beliebt. Er malte Menschen auf der Straße oder musizierte und bekam dafür gutes Geld. Einmal traf er seinen Cousin in Casablanca. Er lebte in Europa und verbrachte in Casablanca seinen Urlaub mit seiner belgischen Frau Helen. Sie waren beide angetan als er ihnen zum Abschluss ein gemaltes Porträt überreichte. Helen bedankte sich mit 50 Dollar dafür. Sie versprach ihm nach ihrer Rückkehr in Belgien ein namhaftes Atelier zu kontaktieren, damit es mit ihm zusammenarbeiten könne. Kwabinza sollte sich zunächst einen Pass besorgen, da er noch keinen hatte. Er hatte sich zuvor in Marokko über verschlungene Grenzwege Zuflucht verschafft und konnte sich über diese Methode auch in anderen Ländern Afrikas Zutritt verschaffen. Aber nun musste er ordentliche Papiere haben, um seinen Status in Casablanca zu verbessern. Bereits in Guinea hatte er eine ähnliche Chance verpasst, da sich niemand finden ließ ihm Tipps zu geben. In einem Café hatte er einen reichen Nigerianer kennen gelernt. Dieser Mann hatte ihn gefragt, ob er ihm sein Land zeigen und ihm Türen öffnen solle damit sie beide in Diamantengeschäfte einstiegen. Ein solches Angebot klang zunächst sehr verlockend, aber für Kwabinza hatte es jedoch keinen Sinn, da er doch unbedingt nach Europa gehen wollte.

Er dachte sich, wenn er vorher nicht über eine Diamantenmine verfügte, dann würde er auch bei seiner Rückkehr nicht in den Genuss kommen eine Diamantenmine zu besitzen. Der wohlhabende Nigerianer hatte ihn zwei Tage Bedenkzeit für seine Entscheidung zu einem solch attraktiven Geschäft eingeräumt.

Er hatte immer wieder davon gehört, dass es im Kongo auch viele Diamanten gäbe. Kwabinza hatte den Nigerianer davon zu überzeugen versucht, dass er ihn besser bei seiner Kunst, Bilder zu malen, unterstützen solle. Aber dieser zeigte kein Interesse an solchen Kunstprojekten. Als sie sich wieder im gleichen Café trafen, waren sie wieder an dem Punkt angelangt, an dem Kwabinza keine Vorteile mehr für sich erkennen konnte.

Er resignierte und gab zu verstehen, dass er in Marokko andere Pläne verfolgte und die Diamantenbranche nicht die geeignete sei. Der Nigerianer war schockiert, wie man so etwas ausschlagen könne und lächelte ihn mit ernstem Gesichtsausdruck an. Er sagte zu Kwabinza: „Wünschen Sie sich denn gar nicht wie ich zu sein? Schauen sie doch mal mein Auto an! Das und ein Luxusleben könnten Sie sich leicht erfüllen. Das Leben gehört den Mutigen, nicht den Angsthasen, die nichts wagen.“

Kwabinza erwiderte: „Ja, mutig bin ich auf jeden Fall. Denken Sie, ich bin zu Fuß nach Casablanca gekommen? Suchen Sie sich jemand anders für ihr Diamantprojekt, Sie werden keine Probleme haben, jemanden zu finden.“

Dann verabschiedete er sich und verließ das Café. Daheim angekommen fühlte er sich wie befreit durch die Entscheidung, die er getroffen hatte. Ein Onkel hatte ihn öfters vorgewarnt, dass, wenn man schnell zu Geld käme, die Stolperfalle nicht weit weg sei. Als er einem guten Freund aus Benin das Ganze erzählte, lächelte dieser und meinte: „Ich an deiner Stelle hätte das Angebot angenommen, um vom Schicksal befreit zu werden. Nun hast Du deine Chance verpasst!“

Dennoch bereute Kwabinza seine Entscheidung keineswegs. Er wurde vielleicht anders erzogen als die meisten seiner Freunde mit anderen Wertvorstellungen. Seine Freunde würden sich auf der Suche nach dem Glück eher skrupellos mit allen möglichen Mitteln anfreunden.

Für ihn bedeutete es, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Er distanzierte sich immer mehr von denjenigen, die ihn auslachten und ihm mangelnden Realismus unterstellten. Doch nur er selbst kannte seine Beweggründe und blieb zufrieden mit dem was er hatte, wobei er durchaus auch Ziele hatte, die er in seinem Leben erreichen wollte.

Im Laufe der Zeit gab es immer mehr Vermögende in seinem Freundeskreis, die anscheinend über Nacht zu Geld gekommen waren. Sie hatten Luxusautos. Jeder wollte den anderen damit übertreffen. Einen Gebrauchtwagen zu fahren war in dieser neureichen Schicht verpönt.

Dennoch blieb Kwabinza davon unbeeindruckt und lief weiter-

hin zu Fuß oder gönnte sich ein Taxi, wenn er es sich leisten konnte. Casablanca hatte etliche Neureiche angezogen, die die Diskotheken füllten und großzügige Trinkgelder spendierten. Über die Herkunft seines Vermögens wollte jedoch niemand sprechen. Frei nach dem Motto: Geld hat man, darüber spricht man nicht. Die Polizei machte sich auf die Suche nach einigen Neureichen. Man konnte Beamte in Zivil in feinen Restaurants beobachten, wie sie sich unter die Gäste mischten, um vielleicht etwas auszuspionieren. Manchmal hatten sie das ganze Restaurant reserviert. Für die Betreiber waren dies gute Zeiten. Sie konnte ihre Umsätze erheblich steigern.

In dem Stadtteil, wo Kwabinza wohnte, lebte auch eine ganze Reihe von Leuten, die über verschiedene Wege hierher gelangt waren. Sie alle hatten dies mehr oder weniger als Zwischenstation auf der Reise nach Europa angesehen.

Aber Arbeit war auch im Norden Afrikas wie in Marokko nur schwer zu finden. Es war ein täglicher Überlebenskampf. Der Weg zurück blieb einfach undenkbar. Dennoch herrschte eine gewisse Solidarität unter den Flüchtlingen, die sich selbst nicht gerne so bezeichneten. Jeder von ihnen gab der Regierung seines Heimatlandes die Schuld für seine Flucht ins ungewisse Abenteuer. Kwabinza vermisste die langen Abende, in denen er mit seinen Cousins zusammen saß und man sich gegenseitig von den Alltagserlebnissen erzählte. Nun aber hatte er den Kontakt zu ihnen verloren. Seit 6 Jahren versuchte er schon ins ferne Europa zu kommen. Er gab jedoch seine Hoffnung nicht auf und war fest davon überzeugt, dass er es eines Tages schaffen würde. Den anderen in seinem Umfeld erging es ähnlich. Man hoffte auch auf eine Chance, dass die Grenzkontrollen mal nicht so gut funktionierten und dann der Weg frei wäre in eine bessere Zukunft. Die Kontakte zu den Passagieren aus Melilla waren wichtig. Diese waren gut vernetzt und konnten ihre Klientel mit Erfolgserlebnissen überzeugen. Dies beruhte auf zahlreichen Fotos von ihren Kunden, die es bereits geschafft hatten in Europa zu leben trotz der vielen Gelder, die sie dafür bezahlen mussten. Über die Beträge redeten sie nicht. Durch ihr Äußeres konnte man erkennen, dass es für die Schleuser ein lukratives Geschäft war. Sie versprühten einen Hauch von Luxus. Manche hatten viele verschiedene Namen. Dies diente der Verschleierung, denn sie wollten unerkannt bleiben.

Die Polizei war ständig wachsam und auf der Suche nach dieser Personengruppe. Sie verschwanden immer wieder und wickelten ihre illegalen Geschäfte an wechselnden Orten ab. In den Nächten fanden sie den Weg in die Wüste und liefen dort mit

ihren Klienten in Richtung Grenze. Das war für Leute mit angeschlagener Gesundheit schwer, sie litten oft unter Atemproblemen. Kwabinza träumte schon lange von einem solchen Tag. Er hatte schon einen Teil der Summe mit mühselig zusammengespartem Geld bezahlt und sparte noch für die nächsten Raten. Diesmal hatte er einen Job als Tellerwäscher in einem Hotel gefunden. Die Bezahlung war kläglich, aber zumindest hatte er zu essen, durch die vielen Essensreste konnte er Lebensmittel sparen. Als er Casablanca verlassen hatte, um nach Melilla zu kommen, waren seine gesamten Ersparnisse aufgebraucht. Im Gegensatz zu Casablanca teilte er sich in Melilla ein Zimmer mit sechs Leuten, was wiederum Miete sparte. Kwabinza war in Gedanken längst an der anderen Seite des Mittelmeers angekommen. Dort, wo er nach all den Jahren sein Glück versuchen wollte. Er bildete sich sogar ein, dass die Luft in Melilla schon anders sei. Als einer seiner Zimmergenossen noch einen kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher ins Zimmer stellte, waren diese jungen Leute in ihrer Motivation nach Europa zu kommen noch weniger zu stoppen. Sie bildeten sich ein, ihr Geld mit Fußball spielen verdienen zu können. In einer der besten Mannschaften spielte einer, der mit Kwabinza als Straßenfußballer in Kinshasa gekickt hatte. Darauf war Kwabinza stolz. Er behauptete aber stets, dass er eigentlich damals noch besser war als sein Mitstreiter, der es nun so weit gebracht hatte. Seiner Meinung nach seien sowieso alle europäischen Mannschaften an „schwarzen Perlen“ interessiert. Er sagte, dass er spielen werde, egal, was sie ihm zahlen würden. Die anderen Zimmergenossen hatten andere Pläne. Bartelemy war stolz auf seine Körpergröße von 2,05 Meter. Er malte sich eine Zukunft in den USA aus, wo er mit dieser Körperlänge im Basketball etwas werden könne. Alle spotteten jedoch über den kleinen Simabiko, weil er nicht sportlich aussah, sondern nur eine große Klappe hatte. Er hatte die Universität in Daressalam besucht und war trotz einem guten Masterabschluss in Biologie arbeitslos. Seine Eltern machten sich Sorgen, dass ihr ältester Sohn nie etwas finden würde und ihnen bis zum Tode auf der Tasche liegen würde. Daher hatten sie sich verschuldet, um ihn auf seiner Abenteuerreise zu unterstützen. Seine Mutter hatte sich bei der Frauengemeinschaft eine stattliche Summe geliehen, die sie mit Zinsen zurückbezahlen musste. Der Sohn war nun schon zwei Jahre weg und hatte noch nicht einmal die Hälfte des Geldes geschickt. An jedem Tag, der mit dieser Perspektive verging, fühlte sie sich zusehends unwohl. Er bekam ein Visum für Tunesien und lenkte dort in Melilla sein Schicksal mit

Gelegenheitsjobs, um irgendwann in diesem Leben noch ans Ziel seiner Träume zu kommen. Noch nie zuvor hatte Simabiko einen Brief an die Eltern geschrieben. Er schrieb: „Meine lieben Eltern, ich danke euch für eure Unterstützung. Ich schließe euch immer in meine täglichen Gebete ein. Der Gedanke, dass ihr mir eure gesamten Ersparnisse gegeben und damit nicht genug auch noch Schulden gemacht habt, macht mich unsagbar traurig und setzt mich stark unter Druck. Die Finanzierung meines Studiums könnte schon längst Früchte tragen, wenn sich der Staat seiner Verantwortung mehr verpflichtet fühlen würde. Leider seid ihr in eurer Hoffnung allein gelassen, aber ich habe immer noch die Hoffnung auf diesem abenteuerlichen Weg noch die Früchte meines erfolgreichen Studiums ernten zu können. Ich bin nun nicht in den Tropen, sondern im trockenen Wüstenklima gelandet. Viele Freunde von mir haben es auch so schwer. Es bedeutet nun, nicht nachzulassen und Ausdauer und Tapferkeit an den Tag zu legen. Nur derjenige, der diese Tugenden nicht verliert und nach vorn blickt, wird weiterhin durchhalten, denn die Hoffnung stirbt immer zuletzt. Der Kompass, den ich mir gekauft habe, zeigt stets in Richtung Norden, und an manchen Tagen weht mir ein herrlicher Wind aus dieser Richtung entgegen und reißt meine gesamte Verzweiflung nieder. Nun schaue ich auf den Horizont und möchte den Weg finden, den ich die ganze Zeit für mich erhoffte. Diesen Weg, der mich dazu befähigen kann, euch das zukommen zu lassen, was ihr verdient.“

Endlich hatte Simabiko seinen Eltern geschildert, was ihn bewegte. Er wollte sie jedoch nicht unnötig noch mehr beunruhigen, sondern ihnen Hoffnung und Mut machen. Dass es ihm an manchen Tagen viel schlimmer erging als er es im Brief zugegeben hatte, wollte er den Eltern nicht eingestehen. Gerade für seinen sensiblen Vater, der seit der Verschuldung zu Depressionen neigte, wäre dies zu viel.

Ein anderer Zimmergenosse hatte die Angewohnheit sich ans Fenster zu stellen und lauthals zu singen. So konnte er sich entspannen. Immer wieder hörte man von ihm neue Texte mit schönen, einprägsamen Melodien, die alle Zuhörer in Staunen versetzten.

In diesen Momenten fragte er sich, ob er vielleicht Musiktalent hatte, es aber nicht nutzte. In den Texten konnte man die Tiefe seines Empfindens heraushören. Vor allem die häufige Wiederholung der Worte „Hoffnung“ und „Ausdauer“ konnte man als Schlüsselbegriffe für jeden auf der Reise verstehen. Es geschah nicht selten, dass Zuhörer ihm kräftig applaudierten

und ihn zu Kleinveranstaltungen einluden. Simabiko wünschte sich größere Auftritte, um mehr Leute anzusprechen. Er fing nun an, seine Texte zu schreiben und täglich zu proben. Seine Mitbewohner waren zwar von dem neuen Weg ihres Zimmergenossen irgendwie beeindruckt, aber dieser erzeugte bei ihnen dennoch komische Reaktionen. Manchmal fanden sie ihn zu laut und baten ihn dann leiser zu sein oder gar aufzuhören. Obwohl Simabiko all ihre Kommentare zum Sportgeschehen, die sie vor allem abends am Fernseher abgaben, nicht störten, sogar wenn er gerade am Einschlafen war. Er nahm alles mit Humor und bewahrte die Ruhe. Eines Tages sang er in einem Café und erweckte die Aufmerksamkeit eines großen Herrn. Simabiko stimmte gerade seine Gitarre, als ihn der große Mann fragte, ob er bei ihm vor hunderten geladenen Gästen singen wolle. Ein weiteres Angebot kam von einer Dame, die ihn als Clown für die Geburtstagsparty ihres Mannes bestellen wollte. Immer wieder waren die Leute von seiner Ausstrahlung und der Art, wie kunstfertig er die Töne traf, fasziniert. Wenn er dann noch erzählte, dass er erst in Melilla mit der Musik angefangen hatte, war das Erstaunen umso größer. Für den großen Mann gehörte Simabiko eindeutig zur Musikelite im Land. Er fand es nur schade, dass er sein Musiktalent nicht schon in frühen Jahren entdeckte. Es war zwar noch nicht zu spät, ein Star zu werden, aber eines sollte ihm klar sein, dass er sich weiter unablässig um Kontakte bemühen müsste. Die Leute seien auch an Musikkassetten und CDs interessiert. Wenn er gefragt wurde, ob er denn schon Musikkonserven auf den Markt gebracht hätte, verneinte er dies stets, zum allgemeinen Bedauern. Viele meinten er sei noch ein Amateur trotz seiner guten Stimme. Simabiko trainierte fleißig, da er nun merkte, was für einen wichtigen Platz die Musik in seinem Leben jetzt einnahm. Die Bewunderung der Leute motivierte ihn stark. Sein Motto lautete: „Es ist nie zu spät. Niemand sollte die Hoffnung aufgeben, solange der Tag noch nicht vorbei ist.“

Vielleicht käme dieser Tag noch irgendwann, wenn ihm der Durchbruch gelänge und er von seiner Musik gut leben könnte. Sein Großvater hatte ihm einmal gesagt: „Mein Enkel, was immer du im Leben tust, tue es mit Leidenschaft. Streng dich an, überall kann man Menschen glücklich machen.“

Diese Gedanken kreisten jetzt immer öfter in seinem Kopf. Als Kind scherte er sich wenig darum, aber nun musste er sich eingestehen, dass der Großvater wohl Recht behalten hatte.

Der Opa hatte ihm viele Sprüche und Lebensweisheiten erzählt, wenn er ihn im Dorf besuchte, die er lustig bis langweilig fand.

Nun leiteten ihn diese Lebensweisheiten dazu an, sich öfter selbst zu prüfen, ob das Erreichte wirklich schon das war, was er sich vorstellte. Dies forderte ihn und brachte ihn irgendwie in eine andere Dimension des Denkens. Er löste sich dadurch zeitweilig von den Schwierigkeiten und den Frustrationen im Alltagsleben, so dass er Mut bekam, etwas Neues anzufangen und daran zu glauben. So änderte sich Simabiko mit der Zeit. Er hatte gelernt, sein Schicksal nicht zu bereuen, sondern es als Lebensabschnitt zu begreifen, der ihn vor eine Reifeprüfung stellte, sich auf das Neue vorzubereiten. Seine Lebenseinstellung bewunderten viele in seinem Bekanntenkreis, da sie aus eigener Erfahrung nachvollziehen konnten, dass dies alles andere als leicht war. Er bereute nicht die Zeit in Melilla, wo täglich kämpfte, um ein Stück Brot zu verdienen. Der Aufenthalt in Melilla hatte aus ihm insgesamt einen anderen Menschen gemacht. Dort hatte er seinen Glauben gestärkt. Auch wenn er eine andere Auffassung von Religion hatte, lebte er mit der Einstellung, dass das Leben eine ständige Suche nach den verschollenen Perlen sei. Begäbe man sich auf die Suche, dann würde man Ausdauer brauchen. Hier in Melilla fühlte er sich jetzt wohl. Er wurde von den Menschen geschätzt – als Mensch und Musiker. Unter den Straßenmusikanten war er die Nummer Eins, die in einer eigenen Band spielte und auf Tournee war mit neuen Liedern.

Er war nun in ein anderes Zimmer eingezogen und hatte mittlerweile einige CDs auf den Markt gebracht. Seine beiden Freunde Kwabinza und Tschambasso hatten ihre Europapläne noch nicht aufgegeben, obwohl derjenige, dem sie schon ein Teil der Summe bezahlt hatten, um ihnen die Flucht nach Europa zu ermöglichen, mittlerweile von der Polizei inhaftiert worden war. Es war ein harter Schlag für viele, die ihm schon Geld gegeben hatten ohne eine Gegenleistung bekommen zu haben. Sie hatten jetzt zu einem anderen Schleuser Kontakt, der ihnen versprochen hatte sie an das andere Ufer, die spanische Küste zu bringen. Die Überfahrten mit dem Boot waren riskant, viele verloren dabei ihr Leben. In der Nacht stiegen die vielen Menschen, die bereit waren ein neues Leben zu starten und nichts bei sich trugen als das, was sie auf dem Leib an hatten. Das Boot war überfüllt. Es waren nicht nur Männer, sondern auch dutzende Frauen, die mit großem Willen und Tapferkeit die Reise angetreten hatten. Das Boot schwamm in der Stille der Nacht und blieb unbemerkt, so als ob keine Menschenseele an Bord gewesen wäre. Alle hielten den Atem an und folgten den Männern, die unermüdlich an den Rudern waren und all ihre

Aufmerksamkeit und Energie einsetzten, damit das überfüllte Boot nicht kenterte. Sie waren schon ungefähr 3 Stunden unterwegs und das spanische Ufer war noch fern. Plötzlich hörte man Geräusch, das sich anhörte, als sei jemand ins Wasser gefallen. Es war eine Frau, die vor Schwäche in Ohnmacht gefallen war.

Zum Glück hatte Kredibo die Szene beobachtet und sich beherzt ins Wasser gestürzt, um sie vor dem sicheren Ertrinken zu retten. Er war ein sehr guter Schwimmer und war bei fast allen Überfahrten dabei. Er verdiente daran nicht schlecht. Für ihn war es reine Routine Menschen vor solchen Unfällen zu retten. Unzählig waren die Situationen, die er bei dieser Tätigkeit schon erlebt hatte. Nur ungern erzählte er davon. Sein Lächeln jedoch verriet, dass noch nichts Schlimmeres passiert war. Im Alter von nur 4 Jahren konnte er bereits schwimmen. Man hatte ihm daher den Spitznamen „Hai“ gegeben. Viele, die den Weg ins Abenteuer wagten, saßen zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Boot und konnten sich kaum vor Angst und Not helfen. Manche waren ohne Meererfahrung aufgewachsen. Man vertraute einfach auf den Beistand von Gott bei der Überfahrt, der auf keinen Fall eine Tragödie zulassen würde. Solange es keinen Sturm gab, war kein Anlass zur Panik gegeben. Man konnte sehen, welche psychische Stärke jeder in sich hatte, um das Ziel zu erreichen. Es konnte für viele eigentlich nur noch besser werden, sie hatten nichts mehr zu verlieren. Dass einige bei diesem abenteuerlichen Ausflug ihr Leben geopfert hatten, war für die Bootspassagiere keine Warnung. Einer von den Flüchtlingen sagte: „Selbst, wenn man im Flugzeug sitzt, setzt man sich einer Gefahr aus. Jeder Schritt, den man geht, ist eine potenzielle Gefahr, auch wenn man nur eine Straße überqueren will.“

Dieser Flüchtling hatte auch nichts mehr zu verlieren. Das Haus, das er besaß, hatte er verkauft. Sein Geschäft hatte er abgegeben. Als ihm ein Freund von der Möglichkeit nach Europa zu gehen erzählt hatte, sagte er: „Du kannst neu anfangen, wenn du nur stark genug bist. Du kannst dein Glück woanders versuchen. Noch bist du jung genug. Nur, wenn du den Mut hast Afrika übers Meer zu verlassen, lernst du wie tapfer du bist.“

Für ihn klang es im ersten Moment wie eine Predigt, aber es waren die Worte eines Entschlossenen, der schon bereit war sich der Herausforderung zu stellen. Eine Einstellung, die nicht jeder vertrat, die aber schon so manch einen zur Überfahrt motiviert hatte. Ein Flug nach Europa war natürlich zu kostspielig und

die Einreiseformalitäten konnte keiner der Aspiranten erfüllen. So gab es für diese Menschen keine Alternative dazu, Afrika zu verlassen. Vorsicht war für diejenigen geboten, die glaubten wenn sie erst einmal in Europa angekommen wären, dass dann der Rest wie von allein ginge und man automatisch ein besseres Leben hätte. Bugam verriet seinem Freund natürlich nicht, dass er beim ersten Versuch scheiterte und abgeschoben wurde. Damals fand einen Job in der Rezeption eines Hotels in seiner Heimatstadt. Dort lernte er eine Touristin aus Rotterdam kennen. Diese Dame war sehr sympathisch und hatte ihm bei ihrer Rückkehr eine Einladung in die Niederlande geschickt. Er hatte alle erforderlichen Unterlagen in der Botschaft vorgelegt. Dennoch wollte man wissen, welche Beziehung er zu dieser Dame pflegte. Er gab zu, dass es rein privat sei. Über die Intimität der Beziehung wollte er nichts sagen. Das ginge schließlich niemanden etwas an. Der Sachbearbeiter äußerte große Zweifel daran, dass sich die Ausländerin so blindlings dem Afrikaner anvertraute und schüttelte nur den Kopf.

Sie hatte der Botschaft die Verpflichtungserklärung und Bankauszüge geschickt. Sie hatte eine Immobilienfirma und war finanziell sorgenfrei. So war sie in der Lage ohne weiteres noch jemanden zu verpflegen. Dennoch zögerte die Botschaft, aber letztendlich gab sie dem Druck ihrer Anwälte nach, die per Fax die Botschaft um das Visum ersuchte. So bekam Bugam das ersehnte Touristenvisum nach 6 Monaten. Es war auf 1 Monat befristet, da man der Meinung war, dass ein Angestellter nicht so lange auf seine Arbeit verzichten solle.

Bugam folgte dem Rat seiner Tante, die schon im Ausland gelebt hatte. Sie sagte ihm: „Du hast Anspruch auf ein Visum mit 3 Monaten Gültigkeit. Sobald diese 3 Monate abgelaufen sind, können die Behörden es nicht mehr verlängern und du musst das Land verlassen.“

Die nette wohlhabende Gastgeberin musste sich eine Woche vor Ablauf der Frist einer Notoperation unterziehen und wurde ins Hospital eingeliefert. Für Bugam war es problematisch, sich bei den Behörden vorzustellen. Er konnte kein Wort Holländisch sprechen und zweifelte, dass diese seine Landessprache verstehen würden. Auf dem Marktplatz traf er verschiedene Afrikaner. Jeder von ihnen gab ihm einen Rat, wie er dieses Problem bewältigen könne. Die einen meinten, es würde nichts passieren solange er keine Probleme hätte mit der Gastgeberin. Andere gaben ihm den Rat, er solle die Wohnung schon verlassen bevor man ihn suchen würde. Warum sollte er diesen Schritt tun? Er hatte gar keine Motivation dazu, da diese nette

Der einsame Kandidat

Ajomkere war auf dem Heimweg. Wie so oft hielt er an der Tankstelle an, um einen Blick in die Zeitung zu werfen. Er blätterte darin und fand ein interessantes Jobangebot. Es klang so verlockend gut, dass er zunächst dachte, es müsse bestimmt ein Haken dabei sein. So kaufte er die Zeitung, um sie in Ruhe weiterlesen zu können. Er stieg in seinen Wagen ein und fuhr geradewegs zu seiner Wohnung. Dort angekommen nahm er nochmals die Zeitung zur Hand und las das Stellenangebot. Eine Gemeinde suchte einen Dezernenten für eine höhere Position im Bürgermeisteramt. Der Bewerber sollte einen Hochschulabschluss haben, Staatsbürger sein und vielseitige Erfahrungen vorweisen können/mitbringen. Da die Qualifikation doch eher unspezifisch war, dachte sich Ajomkere, dass er vielleicht seine Chance nutzen sollte. Er hatte schon vor Jahren im Rathaus von Oyomaban gearbeitet. Damals gab es dort noch nicht einmal einen Computer. Die Sekretärinnen tippten den ganzen Schriftverkehr mit alten mechanischen Schreibmaschinen. Die Akten wurden neu sortiert in dieser kleinen Gemeinde, nachdem ein neuer Bürgermeister gewählt worden war. Vieles wurde auch verbrannt, weil es kein Platz zum Lagern mehr gab. So rief Ajomkere einen Cousin in Afrika an und erzählte ihm von seiner Absicht sich für eine Stelle im deutschen Bürgermeisteramt zu bewerben. Sein Cousin sollte dringend ein Zeugnis für ihn vom dortigen Bürgermeister verlangen als Nachweis dafür, dass er früher dort gearbeitet und bereits in dem Metier Erfahrung gesammelt hatte. Ein paar Referenzen konnten auch nicht schaden. Der Cousin meinte nur auf die Bitte Ajomkeres, dass der alte Bürgermeister sich bestimmt darüber wundern werde, dass er ihm Referenzen ausstellen solle, wo er doch schon in Europa sei und viel Geld verdiene. Auf die Frage bis wann er das Zeugnis brauche antwortete Ajomkere, dass er es in einer Woche brauche. Der Cousin erinnerte Ajomkere daran nicht zu vergessen eine kleine Geste in Form von Geldscheinen zu machen, sonst verzögere sich das Ganze mit Sicherheit. Je großzügiger er sich zeigte, desto schneller ginge es. Nach dem Telefonat fuhr der Cousin gleich nach Oyomaban. Dort angekommen erfuhr er von der Sekretärin, dass der Bürgermeister schon seit einem Monat krank sei. Dennoch fuhr er jeden Tag wieder dorthin zu verschiedenen Zeiten. Er fragte die Sekretärin, wer ihn denn vertrete während seiner Krankheit. Sie antwortete, dass ihn eigentlich niemand vertrete in einer so kleinen Gemeinde. Er erzählte ihr vom Grund

seines Besuchs und davon, dass sein Cousin in Deutschland die Unterlagen schnellstens brauche. Sie erwiderte, dass man in Europa immer alles schnell haben wolle, aber hier in Afrika würden die Uhren nun mal langsamer gehen. Man habe einen anderen Rhythmus. Sie fragte nach dem Namen des Cousins in Deutschland. Sie gab zu verstehen, dass ihr der Name Ajomkere nichts sage. Wenn er vor zwanzig Jahren hier im Rathaus gearbeitet habe, seien inzwischen zehn Bürgermeister im Amt gewesen. Einige von ihnen blieben nur ein paar Monate, da sie keine Perspektiven sahen. So müsse zum Beispiel der derzeitige Bürgermeister Ole seinen Privatwagen fahren, obwohl im von Amts wegen ein Dienstfahrzeug zustehe. Dies seien Dinge, die ihnen das Leben hier schwer machen würden. Sie fragte, was Ajomkere in Deutschland mache. Vielleicht sei der Bürgermeister Ole an einem älteren Mercedes interessiert. Sie wisse, dass er sich auch Investoren für die kleine Gemeinde wünsche. Sie hätten hier viel Land, das bebaut werden könne.

Ajomkeres Cousin war darüber erbost, dass sie soviel abschweifend redete, wo er doch nur ein Stück Papier haben wollte. Wenn sie alle Wünsche ihres Chefs schon auswendig wusste, dann sollte sie doch die Arbeit so schnell wie möglich erledigen, dachte er für sich. Endlich betätigte sie die Tastatur ihrer Schreibmaschine, nachdem sie schier endlos geredet hatte. Sie fragte nochmals nach dem Namen des Cousins und tippte das Zeugnis. Als sie es fertig hatte, legte sie es in den Unterschriftenordner, damit der Bürgermeister es noch unterzeichnen konnte. Nur wann er wieder ins Büro käme, das wisse niemand genau. So schlug Ajomkeres Cousin vor, sie solle ihm das Zeugnis nach Hause bringen, damit er es dort gleich unterschreiben würde. Sie erwiderte, dass sie das gerne tun könne, wenn er ihr die Fahrt bezahle. Der Cousin gab ihr zu verstehen, dass er sie im Auto dorthin fahren könne. Sie lehnte jedoch ab, da sie ihren Chef nicht in Begleitung ansprechen wolle. So hatte der Cousin keine andere Wahl und hielt ihr einen Geldschein vor die Nase. Sie dankte ihm und ließ ihn wissen, dass ihre Kinder abends gut davon essen könnten. Sie fügte hinzu, dass er sie gerettet habe, da es kurz vor Monatsende immer sehr knapp mit Geld sei. Er solle morgen wieder gegen zehn Uhr wiederkommen, dann könne er das Zeugnis abholen. Er solle aber nicht vergessen Ajomkere die Wünsche des Bürgermeisters zu erzählen. Der Cousin nickte mit dem Kopf und lächelte. Tags darauf war er zum verabredeten Zeitpunkt wieder da und bekam tatsächlich das ersehnte Zeugnis. Er bedankte sich nochmals dafür bei der Sekretärin und überreichte ihr ei-

nen Umschlag. Diese bedankte sich ebenfalls und sagte ihm, dass er ein sehr netter Mann sei und dass sie mit soviel Geld nicht gerechnet habe. Der geringe Verdienst im Rathaus reiche nie wirklich aus.

Es sei dennoch oft viel zu tun, aber wenn kein Geld in den Kassen sei, könne man die Arbeit eben nicht entsprechend würdigen. Der Cousin scherzte und meinte zu ihr, ob sie noch den Durchblick behalte bei so einem vollen Schreibtisch. Sie erwiderte, dass sie ihr System habe, auch wenn es chaotisch aussehe. Daraufhin verabschiedete sich der Ajomkeres Cousin bei ihr und gab ihr noch einen Kuss auf die Wange links und rechts als Ausdruck dafür wie er sie mochte. Er ging schnurstracks zur Post und versandt das Zeugnis nach Deutschland. Spätestens nach zwei Tagen sollte es in Deutschland eintreffen. Er fügte ein Schreiben bei, in dem mehr oder weniger indirekt versuchte seine Ausgaben aufzulisten, da er den Anschein erwecken wollte, dass er den Cousin fern der Heimat von ganzem Herzen unterstützte und es ihm nicht so sehr um das Geld ging. Ajomkere bekam der Brief. Er freute sich darüber, dass sein Cousin es so schnell erledigen konnte. Als er jedoch noch den beigelegten Brief las, verging ihm seine Freude. Er war einfach nur noch entsetzt. Er konnte es nicht fassen, dass sein Cousin für seinen Dienst auch noch Geld haben wollte, so als ob er ihm nicht jedes Mal Geld schickte, wenn er darum gebeten hatte. Letztendlich beruhigte er sich und war bereit ihm wieder Geld zu schicken. Das Zeugnis ließ er übersetzen. Er hatte noch anderthalb Wochen bis zum Ablauf der Bewerbungsfrist. Er hatte alle Unterlagen zusammengestellt und war nun mit der Formulierung des Anschreibens beschäftigt. Er hatte immer wieder neue Einfälle, wie er es schreiben könnte, aber noch keine endgültige Fassung gefunden. Er wollte ja schließlich mit seinem Konzept überzeugen. Seinem Lebenslauf fehlte noch ein neues Foto. Er bedauerte zwar, dass er keiner Partei angehörte, die ihn hätte vorgeschlagen und Wähler für ihn hätte mobilisieren können. Er wollte mit seiner Kandidatur als Parteiloser sein Engagement beweisen. Entgegen allen Regeln ein Bewerbungsanschreiben nur eine Seite lang abzufassen, sah er sich außerstande es auf eine Seite zu kürzen. Wenn Politiker aller Fraktionen das Bewerbungsverfahren einleiteten, dann waren es keine geschulten Personalreferenten, dachte sich Ajomkere. Ein längeres Anschreiben würde daher in ihren Augen aussagekräftiger sein. Politiker neigen von Natur aus dazu, sich nicht kurz zu fassen. Dies hatte er schon gemerkt. Da kamen schnell etliche Seiten zusammen. Die Inhalte sowie

die behandelten Themen waren so gut dargestellt, dass es wie ein Weckruf wirken sollte.

Das Bewerbungsschreiben hatte folgenden Wortlaut:

Brief an die Stadtverwaltung Mersing am Ufer

Sehr geehrter Gemeinderat,

mit großem Interesse habe ich Ihre Stellenausschreibung in der Zeitung gelesen und möchte mich um die Bürgermeisterstelle bewerben. Ich bringe viel Erfahrung an kommunaler Tätigkeit mit. Dies beruht auf fast zehnjährigem Einsatz im Rathaus von Oyomaban in Afrika. Im Gegensatz zu Deutschland wurde der Bürgermeister dort immer ernannt. Dass hier ein neuer Bürgermeister zunächst als Stelle ausgeschrieben wird, auf die man sich bewerben kann und man dann eine Funktion mit politischen Zielsetzungen ausübt, habe ich hier erst erfahren. Daher möchte ich ausführlicher über meine Motivation berichten, damit Sie ein Bild bekommen, warum ich für diese Stelle geeignet bin.

Meine schulische Ausbildung begann in einer Kleinstadt in der Südpinz. Danach folgte ein Studium der Philosophie und Politikwissenschaft. Nach drei Jahren wechselte ich nach Ima und bekam einen Magisterabschluss. Ich arbeitete im Rathaus von Oyomaban. Ich war dort zunächst für die Prüfung der Baupläne zuständig. Dann wechselte ich in den Bereich Finanzen, wo ich für die Besoldung der Mitarbeiter verantwortlich war. Ich bekam neue Aufgaben und lernte eine Menge durch praktische Tätigkeit. Ich bin der festen Überzeugung, dass ich diese Erfahrung in Ihrer Gemeinde einbringen und umsetzen kann. Im Bereich Wirtschaft habe ich vor, die Gemeinde mit neuen Investoren zu sanieren.

Das Projekt, das ich zunächst in Angriff nehmen werde, wird die Einrichtung eines Kulturhauses sein. Diese Einrichtung soll jährlich über eine Million Besucher anziehen. Mit einem nie zuvor da gewesenen, vielfältigen Angebot an Kultur, das Musikspektakel, Theatervarieté, Gastronomie und Haute Couture beinhaltet, wird Ihre Gemeinde an Dynamik und Leben über die Grenzen der Region hinweg gewinnen.

Es wird auch Erfahrungsaustausch mit anderen Geschäftszweigen angeregt. Die Jugendlichen sollen Flächen zur Verfügung gestellt bekommen, wo sie in einer Art Wettbewerb ihre Graffiti sprühen können. Als Anerkennung ihrer Kunst sollen dann die

Sieger des Wettbewerbs in Sonderkunstschulen aufgenommen werden.

Die Gewalttätigen unter ihnen sollen in Kampfsportarten diszipliniert und trainiert werden. Sie sollen ihre Kraft in Wettkämpfen messen können. Niemand soll ausgeschlossen werden und jeder eine Chance erhalten, auch die Schwächeren. So soll jeder in die Gesellschaft integriert werden. Für aussichtslose Fälle soll es Erziehungscamps geben. Der Arbeitslosigkeit werde ich besondere Aufmerksamkeit schenken. Mit der Option „Jobs für alle und alle in Jobs“ stelle ich mir eine neue Art der Arbeitsbeschaffung vor. Dafür möchte ich die Errichtung von Projektzentren vorsehen, die innovative Ideen fördert. Ebenfalls möchte ich den Senioren die Möglichkeit bieten ihre Erfahrung einzubringen. Sie sollen für die Früchte ihrer Arbeit mehr berücksichtigt werden.

Mit dem bisherigen Seniorenwohnmodell sind nicht alle berücksichtigt worden. Die Wärme der Familienangehörigen muss permanent da und zu spüren sein.

Ich werde die Finanzen Ihrer Gemeinde konsolidieren und dem Mittelstand mehr Freiraum geben. Rechnen Sie mit meinem Engagement für eine modernere Gemeinde im Wettbewerb mit anderen Gemeinden. Ihre Gemeinde soll sich international öffnen und dabei ihre Tradition nicht vergessen.

Damit bestätige ich meine Kandidatur und möchte meine Pläne effizient für die Gemeinde einbringen und umsetzen. Es gibt viel zu tun, packen wir es an!

*Mit freundlichen Grüßen
Ajomkere*

Den Brief schickte er zusammen mit allen Zeugnissen am folgenden Tag ab. So konnte er doch noch die Bewerbungsfrist einhalten. In der Regel dauerte ein Inlandsbrief einen Tag. Er fühlte sich sehr erleichtert, dass er die Bewerbung geschrieben hatte und seinem Engagement, seiner Motivation so Ausdruck verleihen konnte. Nun hatte er es nicht mehr in der Hand, was weiter geschehen würde.

Er wartete die folgenden Tage auf eine Eingangsbestätigung, aber es kamen nur Prospekte, Rechnungen und sonstige Werbung. Langsam fing er an ungeduldig zu werden. Man hörte allenthalben, dass bei dieser kleinen Post manche Briefe nie ankamen. Er hoffte inständig, dass er nicht davon betroffen war. Seine Sorge über verloren gegangene Post erwähnte er Freunden gegenüber, ohne jedoch davon zu erzählen, dass er sich

als Bürgermeister beworben hatte. Innerlich malte er sich aus, wie wohl sein Leben als Bürgermeister der kleinen Gemeinde aussehen könnte. Er wusste aber, dass es von vielen Kriterien abhängig war. Es waren mittlerweile drei Wochen vergangen, seit er seine Bewerbung verschickt hatte. Da kam endlich ein Schreiben vom Rathaus, was an ihn gerichtet war. Demnach wurde der Eingang seiner Unterlagen bestätigt und man lud ihn zu einem Vorstellungsgespräch ein. Über den genauen Termin würde er noch rechtzeitig informiert werden.

Das Vorstellungsgespräch

Schon als Ajomkere das Kuvert sah, konnte er an dem Stadtwappen erkennen, dass es ein Schreiben von der Stadt sein musste. Es war kein großes Kuvert, was ihm verriet, dass es noch keine Absage sein konnte, sonst hätte man ihm alle Unterlagen in einem großen Kuvert geschickt. Darin gratulierte ihm der Rathauschef persönlich zu seiner Kandidatur und gab Informationen zu den Wahlmodalitäten.

Er schrieb: „Sehr geehrter Herr Ajomkere, vielen haben Sie mit ihrer Kandidatur ihren Mut und ihre Entschlossenheit gezeigt. Ich möchte meine Neutralität bis zum Schluss wahren und Ihnen alles Gute wünschen. Ich möchte Ihnen noch mit auf den Weg geben, das, wenn Sie zur Wahl antreten, Sie mit starker Konkurrenz rechnen müssen. Es wird ein Mehrheitsvotum geben. Wahlberechtigt werden nicht die Bürger, sondern nur die Gemeinderäte sein. Dies liegt daran, dass die Gemeinderäte bereits die Bürger der Gemeinde vertreten. Am Wahltag wird es deren Aufgabe sein die Stadträte davon zu überzeugen ihre Stimme zu bekommen. Also, ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück und Erfolg.“

Warum sich der Rathauschef die Mühe machte mit all diesen Erklärungen, fragte sich Ajomkere. Er kannte schließlich die Stadträte vom Sehen. Er überlegte, wie er mit Ihnen in Kontakt kommen könnte. Daher wollte er unbedingt am „Stadtball der strahlenden Puppen“ teilnehmen. In die große Halle, wo der Ball stattfand, konnte man entweder als Promigast ohne Eintritt gelangen oder man bezahlte Eintritt. Ein Promi war Ajomkere noch nicht, obwohl er schon auf sich aufmerksam gemacht hatte durch Vorträge und Musik. Er hatte jedenfalls keine offizielle Einladung bekommen. Vielleicht lag dies an seiner Bescheidenheit oder einfach daran, dass ihn der Amtsleiter für Stadtfeste ignorierte. Daher blieb ihm nur die Variante Eintritt zu zahlen, wenn er dabei sein wollte. Als er dort ankam,